

«Bekenntnisse des Schulentwicklers Felix Walldorf»

Zwölfter Teil

Eine Fortsetzungsgeschichte von Michael Weiss

Viereinhalb Monate waren seit der Klausurtagung in Bad Grafenberg vergangen, viereinhalb Monate auch, seitdem ich erfahren hatte, dass ich noch einmal Vater werden würde.

Während sich Benjamin auf sein neues Geschwisterchen riesig freute, hatte Samuel auf die Neuigkeit ausgesprochen ablehnend reagiert. «Das gibt dann wieder ein Jahr lang jede Nacht Geschrei, ihr seid übermüdet und aggressiv, und für mich hat überhaupt niemand mehr Zeit. Und am Schluss soll ich dann noch den Babysitter machen!»

Ich konnte nicht abstreiten, dass er bis zu einem gewissen Grad sogar Recht hatte und machte mir angesichts seiner Vergangenheit auch einige Sorgen. Andererseits war er inzwischen 15 Jahre alt und hatte unsere Nähe von sich aus schon lange nicht mehr gesucht, meine erst recht nicht. Ein wenig Selbstgerechtigkeit schwang daher aus seiner Reaktion in meinen Augen auch mit.

In der Schule hatte sich für Samuel mittlerweile allerdings einiges geändert, denn die obligatorische Schulzeit neigte sich ihrem Ende zu, und um den Schülerinnen und Schülern eine Anschlusslösung zu ermöglichen, genügte es nun auf einmal nicht mehr, sie sich einfach mit dem beschäftigen zu lassen, wofür sie sich gerade interessierten – zumindest nicht diejenigen, die keine weiterführende Schule besuchten, sondern eine Lehre beginnen wollten. Denn während ich die Sek II-Schulen zumindest vorläufig damit abspeisen konnte, dass sie sich nun eben auf die neuen Kompetenzen der Schülerinnen und Schüler einzustellen hätten, machten die Wirtschaftsverbände, die das Modell Sulzwil schon länger mit einigem Argwohn beäugt hatten, unmissverständlich klar, dass sie an ihren Aufnahmeprüfungen keinesfalls zu rütteln gedachten. Und da Samuel grosses Interesse zeigte, eine Lehre als Informatiker zu beginnen, musste er sich nun insbesondere in Mathematik, den Naturwissenschaften, aber auch in Englisch einiges aneignen, was er bisher hatte beiseiteschieben können. Ohne persönlich sonderlich überrascht zu sein, konstatierte ich, dass auch die Sek Sulzwil in diesen Vorbereitungskursen auf einen konsequenten Frontalunterricht setzte und gleichzeitig ein offensichtliches Teaching to the Test betrieb.

Umso überraschter war ich darüber, dass Elisabeth, unsere Bildungsdirektorin, mit den gut 18'000 Franken, um welche die Klausurtagung teurer als geplant herausgekommen war, überhaupt keine Probleme hatte.

«Allein die Lehrmittel, die wir dieses Schuljahr erstmals eingesetzt haben, bereiten uns jährliche Mehrkosten von rund 3 Millionen Franken. Wenn du mit einem Anlass, der ein

Dreissigstel davon kostet, dazu beitragen kannst, dass diese auch so eingesetzt werden, wie es die neue Didaktik vorsieht, ist das gut investiertes Geld, und da fallen 20'000 Franken mehr oder weniger überhaupt nicht ins Gewicht!»

Ermutigt von dieser Reaktion wagte ich es, ihr vorzuschlagen, den Anlass in Zukunft jährlich durchzuführen. Sie war einverstanden. Damit war ich auf einen Schlag gleich mehrere wichtige Sorgen los.

Vom baden-württembergischen Kultusministerium war eine Anfrage eingegangen, ob ich am Kongress zur Bildungsplanreform am 3. Februar einen Vortrag zum Thema «Change Management in schulischen Reformen» halten könnte. Siegmund Schäfer hatte mich offenbar dem Kultusminister empfohlen und natürlich nahm ich die Einladung gerne an, zumal im Nachgang zu der Veranstaltung noch ein gemeinsames Abendessen mit dem Kultusminister auf dem Programm stand, Begleitung durch Partnerin oder Partner ausdrücklich erwünscht.

Der Kongress würde in einem Vorort von Stuttgart stattfinden. Wer wollte mir den sofortigen Gedanken an Samira verübeln, als ich mich fragte, wer als Begleitung für das anschliessende Abendessen für mich wohl in Frage käme?

Ich besuchte erneut die Website von Companionship. Meine Mitgliedschaft, die ich vor einem halben Jahr für 50 Euro eingegangen war, war Monat für Monat automatisch erneuert worden. 300 Euro ade, aber zumindest konnte ich mich auf diese Weise vergewissern, dass Samira immer noch dort arbeitete. Nun kam es auf die zusätzlichen 100 Euro, die ich für die Kontaktaufnahme noch zahlen musste, auch nicht mehr an.

Liebe Samira

Du hast mir letztes Jahr Ende August im Seminarhotel Leopoldshof in Bad Grafenfeld eine unvergessliche Begegnung bereitet. Schon lange verspüre ich den Wunsch, dich wiederzusehen. Am 3. Februar werde ich in der Nähe von Stuttgart an einem Kongress teilnehmen, in dessen Anschluss ich zu einem Abendessen im Stuttgarter Kursaal eingeladen bin, an dem auch der Kultusminister von Baden-Württemberg anwesend sein wird. Ich könnte mir nichts Schöneres vorstellen, als wenn Du mich an diesen Anlass begleiten und auch den späteren Abend mit mir verbringen würdest. Sehnlichst erwarte ich Deine Rückmeldung.

Felix

Ich fügte noch meine E-Mail-Adresse und meine Handynummer hinzu.

Keine halbe Stunde später erhielt ich bereits eine Antwort. Samira war verfügbar, und sie freute sich auf ein Wiedersehen. Was für eine grossartige Nachricht!

Der Flug von Zürich nach Stuttgart und zurück kostete nur knapp über 100 Franken, sodass die Wahl des Verkehrsmittels für mich schnell feststand.

Den rund 150 Zuhörerinnen und Zuhörern, die an dem Kongress teilnahmen, umriss ich zunächst kurz das Sulzwiler Schulmodell, um dann meinen bereits vor den Spitzen unserer eigenen Bildungsdirektion erprobten Vortrag über das Change Management zu halten.

Die Diskussion, die auf meinen Vortrag folgte, war für mich hochinteressant, weil ich einige mir bisher unbekannte Aspekte über die Unterschiede zwischen dem deutschen und dem schweizerischen Verständnis teilautonom geleiteter Schulen mitbekam. Lag es in der Schweiz mehrheitlich in

der Hand der Schulleitungen, mit welcher Konsequenz und persönlicher Note sie Reformen, in unserem Fall etwa den Lehrplan 21, umsetzen wollten, so war der Spielraum, den man den Schulen hier in Baden-Württemberg gewährte, ungleich kleiner, die Vorschriftendichte ungleich höher. Allerdings war es wohl nur eine Frage der Zeit, bis auch wir hier gleichziehen würden.

Im Anschluss an die Tagung wurden die Organisatoren mit dem Kultusminister sowie den Referenten mit vier Taxis zum Stuttgarter Kursaal gefahren. Meine Vorfreude, Samira wiederzusehen, war riesig.

Und da stand sie. Als ich ihr nach fast einem halben Jahr zum ersten Mal wieder in die Augen sah, verspürte ich ein unbeschreibliches Glücksgefühl.

Ich stellte Samira dem Kultusminister als meine Frau vor, und er machte mich mit seiner Gattin bekannt.

«Ein hochspannender Vortrag war das heute von Ihnen», bemerkte er zu mir, als wir zum Speisesaal schritten. «Zu-



SHOP
DEIN
GELD
ZURÜCK

Für LCH-Mitglieder:



tolle Gutscheine



satte Rabatte

www.LCH.rewardo.ch



ckerbrot und Peitsche. Anders kriegen Sie diese Lehrer nie dazu, sich endlich einmal einen modernen Unterricht anzugewöhnen!»

«Wichtig ist einfach, dass sie nicht merken, dass sie gesteuert werden. Wenn Sie allzu offensichtlich Druck von oben aufsetzen, provoziert das nur Widerstand.»

«Unser Hauptproblem ist, dass die Alten hier, die, die sich immer gegen alles sträuben, was nach Fortschritt aussieht, ausnahmslos beamtet sind. Da können Sie machen, was Sie wollen, die werden Sie nicht los!»

Wir nahmen an einem langen Tisch Platz, und erfreut stellte ich fest, dass Samira die Frau des Kultusministers ebenfalls bereits in ein angeregtes Gespräch verwickelt hatte:

«Seit einem halben Jahr erst? Und wo haben Sie vorher gewohnt?»

«In Karlsruhe. Dort habe ich Medizin studiert und mich dann zur Internistin spezialisiert.»

«Aber Ihren Mann haben Sie ...»

«... auf einer Kulturreise in Athen kennengelernt. Wir waren im gleichen Hotel einquartiert, und da wir die einzigen waren, die Deutsch gesprochen haben, sind wir ins Gespräch gekommen. Er war ja früher einmal Geschichtslehrer und kannte sich dort richtig gut aus. Also hat er mir angeboten, mir einige Geheimtipps zu zeigen. Und so sind wir uns näher gekommen.»

«Und in der Schweiz haben Sie schnell eine Arbeit gefunden?»

«In einer Gemeinschaftspraxis für Allgemeinmedizin, ja. Die Schweiz bildet ja viel zu wenige Ärzte aus, und jene, die sie ausbildet, wollen selten Hausärzte werden. Daher gibt es dort eine grosse Nachfrage, und die wird mehrheitlich mit deutschen Ärzten respektive Ärztinnen gedeckt. Für unsereins ist das finanziell immer noch sehr attraktiv, müssen Sie wissen.»

«Irgendetwas werden wir ändern müssen. Es kann ja nicht sein, dass wir hier in Deutschland das Studium von tausenden von Medizinern zahlen, die dann alle in die Schweiz abwandern ...»

Ihr Telefon klingelte.

«Martin? Ja hallo mein Schatz! Ist alles in Ordnung bei euch? Ja? Ulrich schläft schon? Super! Und Rosalyn schaut gut zu euch? Ganz toll! Dann putzt noch brav die Zähne und dann ab ins Bett! Ja, ich hab dich auch lieb, ich drück dich gaaanz fest! Ja, wir kommen auch bald wieder nach Hause, mein Schatz, tschüss, tschüss, tschüüüss!»

Samira lächelte. «Sie haben zwei Kinder?»

«Zwei Jungs, ja. Acht und sechs Jahre alt.»

«Das ist sicher wertvoll, wenn Sie und Ihr Mann Ihr Schulsystem auch direkt aus der Elternperspektive erleben.»

«Jaja. Wobei wir unsere Kinder nicht in die öffentliche Schule geschickt haben.»

«Das tönt ja fast, wie wenn Sie dem Schulsystem, das Ihr Mann lenkt, selbst nicht trauen würden?», mischte ich mich ein.

«Mein Mann war erst absolut dagegen, eben genau deshalb. Keine Sonderbehandlung für unsere Kinder. Sie können sich ja vorstellen, dass das sonst gleich ein Gerede gibt: Kultusminister schickt seine eigenen Kinder in eine Privatschule. Aber es ist dann einiges vorgefallen. Schon im Kindergarten hatte Martin das Problem, dass keiner mit ihm spielen wollte. Ich habe mit der Lehrerin mehrmals geredet, aber sie konnte es auch nicht ändern, obwohl sie es immer wieder thematisiert hat. Einmal kam er dann aus dem Kindergarten nach Hause und brabbelte vor sich hin: «Fuck deine Mutter, fuck deine Mutter.» Er hatte natürlich keine Ahnung, was das bedeutete, aber die anderen Kinder hätten ihm das gesagt. Das hat mich schon einmal recht schockiert...»

Sie hielt kurz inne.

«Ja und in der ersten Klasse ist es dann nicht mehr bei den verbalen Angriffen geblieben, da ist er regelmässig verprügelt worden. Und wieder stand die Schule dem völlig hilflos gegenüber.»

«Das ist ja unglaublich!», entgegnete Samira. «Und Ihr Mann konnte da seinen Einfluss nicht geltend machen? Da muss man doch dagegen vorgehen können!»

«In diesem Alter sind die Kinder rechtlich gesehen noch gar nicht schuldfähig. Und wenn die Eltern nicht wollen, können wir da gar nichts machen. Im Übrigen stehen wir ja grundsätzlich auch hinter der Idee der Inklusion. Was soll man denn machen, wenn mittlerweile schon bald jedes vierte Kind verhaltensauffällig ist?»

Auch ich wusste keine wirklich befriedigende Antwort auf diese Frage.

Gegen halb zehn Uhr neigte sich das gemeinsame Abendessen seinem Ende zu. Es war ein ungewöhnlich milder Abend, und ich schlug vor, dass wir den Weg zum Hotel zu Fuss zurücklegten. Wir schlenderten dem Neckar entlang, als ich mein Handy in der Hosentasche vibrieren spürte.

Ich rief sofort zurück.

«Inselpital Bern, Abteilung Notfall, Giuliani, was kann ich für Sie tun?»

«Walldorf, guten Abend, Frau Giuliani. Sie haben mehrmals versucht, mich anzurufen.»

«Felix Walldorf aus Sulzwil?»

Ich bejahte.

«Herr Walldorf, Ihre Frau ist heute Nachmittag gegen 16 Uhr von einem Auto angefahren worden.»

«Mein Gott! Sie ist schwanger!»

«Sie hat einen Schädelbruch erlitten, und ausserdem ist die Fruchtblase geplatzt. Sie wurde per Helikopter zu uns gebracht. Wir haben sofort einen Kaiserschnitt durchgeführt und sie am Schädel operiert.»

«Wie geht es ihr jetzt? Ist sie bei Bewusstsein?»

«Ihre Frau hat viel Blut verloren und ist immer noch in einem kritischen Zustand. Wir halten sie momentan in einem künstlichen Koma.»

«Und das Kind?»

«Verletzt wurde es selbst nicht. Aber angesichts des Unfalls Ihrer Frau besteht das Risiko einer zeitweiligen Sauerstoffunterversorgung. Wir können nicht ausschliessen, dass das Gehirn Schaden genommen hat, müssen dazu aber noch Untersuchungen machen. Abgesehen davon, dass eine Frühgeburt natürlich immer heikel ist.»

«Hören Sie, ich bin zurzeit in Stuttgart, und ich weiss noch nicht, wie lange ich brauchen werde, um nach Bern zu kommen. Aber ich werde mich natürlich sofort auf den Weg machen.»

«Sie können jederzeit direkt in die Notfallabteilung kommen.»

«Ja, in diesem Fall, bis später»

Samira hatte genug mitbekommen, um zu verstehen, dass etwas Schreckliches passiert war.

«Wie komme ich nur um diese Zeit nach Bern?», fragte ich sie, nachdem ich ihr erklärt hatte, was genau passiert war.

«Soll ich dich fahren?», fragte sie.

Ich dachte über ihr Angebot nach.

«Nein», sagte ich schliesslich, «ich will dich da nicht weiter mit hineinziehen. Ich denke, ich werde ein Taxi nehmen.»

«Ja, vielleicht ist ein Taxi besser.»

«Kannst du mir eines suchen? Ich habe hier kein Internet auf meinem Handy.»

Ich tigerte nervös auf und ab, während Samira sich um ein Taxi bemühte.

«In fünf Minuten sollte es hier sein.»

Das Taxi kam schneller, als ich es erwartet hatte. Ich drückte Samira fest an mich.

«Hoffentlich wird alles gut!», sagte sie, und ich spürte in Ihrer Stimme, dass sie tatsächlich mit mir mitlitt.

«Wohin wollen Sie?», fragte der Taxichauffeur.

«Nach Bern.»

«Bern?»

«Ja, Bern. In der Schweiz.»

«Puh. Das kommt aber teuer.»

«Meine Frau hatte einen schweren Unfall. Sie liegt im Spital.»

«Ah, das ist nicht Ihre Frau?», fragte er mit Blick auf Samira.

«Schon gut», meinte er, als merkte, dass mir nach solchen Anspielungen momentan überhaupt nicht zumute war. Er nahm sein Handy und googelte die Route. «350 Kilometer. Ich mache Ihnen einen Pauschalpreis von 600 Euro, Bezahlung im Voraus.»

Ich reichte ihm meine Kreditkarte. Er stieg noch einmal aus und verstaute sein Taxi-Schild im Kofferraum.

Wir bretterten über die Autobahn, vorbei an endlosen Lastwagenkolonnen, die uns mit nervtötenden Überholaktionen immer wieder ausbremsten. Zwischenzeitlich nickte ich mehrmals ein, nur um gleich darauf umso panischer wieder hochzuschrecken.

Samira hätte ja bis hierher mitkommen können, ging mir durch den Kopf, als ich merkte, dass wir über Karlsruhe fuhren. Warum überhaupt über Karlsruhe?

Benjamin, schoss es mir plötzlich durch den Kopf. Wer kümmerte sich eigentlich um ihn?

Obwohl es mittlerweile 23 Uhr war, rief ich zuhause an. Es ging niemand ans Telefon.

Ich versuchte es auf Samuels Handy. Auch dort ertönte nur die Combox. Doch kurz darauf läutete mein Telefon.

«Samuel?»

«Ja.»

«Wo bist du gerade?»

«In Bern. Im Spital.»

«Wo ist Benjamin?»

«Auch hier. Ich habe ihn natürlich mitgenommen.»

Wenigstens eine Erleichterung.

«Wie geht es Mami?»

«Ja – du weisst, was passiert ist?»

«Ja, das Spital hat mich vor gut einer Stunde informiert.»

«Seither hat sich nichts mehr getan.»

Seine Stimme stockte.

«Es ist einfach scheisse!», schluchzte er.

«Samuel», sagte ich, und auch mir stockte die Stimme. «Wir können jetzt nur hoffen. Ich habe ein Taxi nach Bern genommen, in spätestens zweieinhalb Stunden bin ich bei euch.»

Wir fuhren weiter das Oberrheintal hinauf. Zeitweise fühlte ich mich wie betäubt.

Zwischen Freiburg und Basel andauernde Geschwindigkeitsbegrenzung auf 120 km/h. Angeblich wegen «Kurort».

Hoffentlich merkt am Zoll keiner, dass wir keine Vignette haben.

Wie konnten sie nur diesen scheußlichen Klotz direkt an den Rhein stellen?

Benzinhalt und Pinkelpause in Pratteln.

Wir erreichten Bern gegen ein Uhr. Ausfahrt Neufeld, vorbei am Bremgartenfriedhof. Einfahrt Notfälle. Ich verabschiedete mich hastig und eilte zum Empfang.

«Zu Frau Jasmin Walldorf-Hablützel? Nehmen Sie bitte einen Moment Platz.»

Sie griff zum Telefon. Nach einigen Minuten kam eine Pflegerin in den Wartebereich.

«Herr Walldorf?»

Ich stand auf und streckte ihr die Hand entgegen.

«Giuliani. Wir haben telefoniert.»

Sie führte mich durch endlose Gänge zu einem Lift und von dort hinunter in die Intensivstation. Samuel sass bereits dort. Wir umarmten uns schweigend.

«Benjamin schläft schon?»

Samuel nickte.

Jasmins Kopf war praktisch vollständig eingebunden, so dass ich sie zunächst gar nicht erkennen konnte. Dazu überall Schläuche und Kabel. Der Anblick war herzzerissend.

Die diensthabende Ärztin, Frau Krah, begrüsste mich. «Ihre Frau ist inzwischen nicht mehr in akuter Lebensgefahr. Sie hat wahrscheinlich grosses Glück gehabt, dass bei dem Unfall keine wichtigen Sinnesnerven zerstört wurden. Sofern ihr Gehirn in den nächsten 24 Stunden nicht mehr wesentlich anschwillt, stehen die Chancen gut, dass sie ohne bleibende Schäden davonkommt.»

«Und wie gross ist das Risiko einer weiteren Hirnschwellung?»

«Schwer zu sagen, vielleicht 30 Prozent. Aber jeder Fall ist anders, wir können da keine verlässliche Statistik führen.»

«Wie lange muss sie jetzt noch im Koma bleiben?»

«Mindestens eine Woche. Aber danach muss sie auch noch selbst aus dem Koma erwachen. Und das kann ebenfalls einige Zeit dauern.»

«Einige Zeit, was heisst das?»

«Es können Tage sein, aber auch Wochen. In seltenen Fällen dauert es Jahre.»

«Das heisst also, viel Geduld haben.» Ich atmete tief durch. «Und wie geht es meinem Kind?»

«Wir müssen befürchten, dass Ihre Tochter zwischen dem Unfallzeitpunkt und der Sectio schlecht mit Sauerstoff versorgt wurde.»

«Eine Tochter», murmelte ich. Jasmin und ich hatten uns darauf geeinigt, das Geschlecht des Kindes nicht via Ultraschall zu bestimmen, und so erfuhr ich erst jetzt, dass es ein Mädchen war.

«Konnten Sie denn das inzwischen schon näher untersuchen?»

«Äusserlich lässt sich das in diesem Alter nicht feststellen. Früher mussten wir überhaupt abwarten, wie sich das Kind entwickelt. Seit zwei Jahren haben wir jetzt die Möglichkeit, das Gehirn im MRI untersuchen, ohne das Frühchen aus dem Brutkasten nehmen zu müssen. Das drängt aber nicht, da wir den allfälligen Befund momentan ohnehin nur zur Kenntnis nehmen können.»

«Ist es möglich, meine Tochter zu sehen?»

«Jetzt gleich?»

«Bitte!»

«Ich würde auch gerne mitkommen», meldete sich Samuel.

«Grundsätzlich sind die Besuchszeiten geregelt. Ich muss in der Neonatologie nachfragen, ob das möglich ist.»

Sie nahm ihr Telefon.

«Ja, hallo, hier ist Birgit, Intensivstation. Ich habe gerade Herrn Walldorf hier. Ja, genau. Er möchte seine Tochter sehen. Ja, gerade jetzt. Könnt ihr... Okay ... okay ... und sein Sohn? ... ja ... ja, ganz sicher... okay, das ist lieb von euch, dann schicke ich sie rüber.»

«Also Herr Walldorf», wandte sie sich an mich, «Sie dürfen ausnahmsweise jetzt noch zu Ihrer Tochter. Frau Giuliani wird Ihnen den Weg zeigen. Francesca?»

Ich bedankte mich und machte mich mit Samuel und Frau Giuliani auf den Weg.

Die Säuglingsschwester, die uns empfing, wies uns noch einmal mit Nachdruck darauf hin, dass dies eine absolute Ausnahme sei, und dass wir uns ruhig zu verhalten und langsam und vorsichtig zu bewegen hätten. Sie öffnete behutsam die Tür zur Frühgeborenenstation und schaltete ein schwaches Licht ein, das den Raum gerade einmal in einen matten Dämmerschein tauchte.

Das Wesen, das wir zu sehen bekamen und das meine Tochter war, unterschied sich noch so sehr von einem normalen Neugeborenen, dass ich auf den ersten Blick erschrak. Seine Haut war röter als ein Sonnenbrand, und es war so mager, dass alle Rippen hervortraten und sich die Haut in tiefe Falten legte. Dazu kamen die ganzen Schläuche, Pflaster und Kabel. Auch Samuel war offensichtlich irritiert und fragte, ob das so normal sei. Die Säuglingsschwester bejahte.

Jasmin war in der 26. oder 27. Schwangerschaftswoche gewesen. Mit 955 g Gewicht und 33 Zentimetern Körperlänge war unsere Tochter zwar eher noch etwas klein, aber durchaus im Rahmen. Aufgrund der Umstände ihrer Geburt stand sie unter erhöhter Beobachtung, aber die Schwester versicherte uns, dass bisher alles normal verlaufen sei.

«Wir müssen noch eine Frage klären: Wie soll Ihre Tochter denn heißen?»

Darüber hatten Jasmin und ich noch nicht gesprochen. Doch jetzt mussten wir ohne sie entscheiden.

Die Schwester brachte uns ein Buch mit Vornamen. Ich fand jedoch, dass wir darüber morgen gemeinsam mit Benjamin entscheiden sollten. Außerdem war es inzwischen schon nach zwei Uhr nachts.

Wir durften im gleichen Raum übernachten, in dem auch Benjamin untergebracht war.

Am nächsten Morgen wurde ich von Benjamin geweckt. Er wollte unbedingt zu seiner Mami und zu seiner Schwester. «Ich weiss, wie man Mami wieder aufweckt!»

Ich versuchte, ihm zu erklären, dass seine Mami ganz fest schlafe, dass sie diesen Schlaf jetzt brauche, um wieder gesund zu werden, und dass er sie darum jetzt auf gar keinen Fall wecken dürfe.

«Aber sie wird schon wieder gesund, oder?»

«Wir können es nur hoffen.»

«Und ihr Baby?»

«Die Frau Doktor hat gesagt, dass es ihm auch gut geht. Aber wir wissen nicht, ob es nach dem Unfall genügend Luft bekommen hat. Und sowieso ist es natürlich nicht gut, wenn ein Baby viel früher auf die Welt kommt, als es eigentlich sollte.»

«Dann müssen wir auch hoffen?»

«So ist es. Aber es gibt etwas, das wir noch machen müssen: Wir müssen deiner Schwester einen Namen geben. Wie würdest du denn deine Schwester nennen?»

«Wir wäre es mit Hope?», schlug Samuel vor, der offenbar auch wach war und uns zugehört hatte. «Das ist ja das einzige, was wir zurzeit noch haben: Hoffnung.»

Ich hatte noch nie gehört, dass Hope ein Name sein sollte.

«Die Torhüterin im Frauen-Nationalteam der USA heisst so: Hope Solo.»

Benjamin fand die Idee auch gut, aber mir klang das zu sehr nach Star Wars, was ich in diesem Moment völlig unpassend fand. Ich blätterte in dem Büchlein, das mir die Säuglingschwester gestern mitgegeben hatte.

«Nadja: Kurzform von Nadeschda (russisch: die Hoffnung)», las ich vor.

Damit waren alle einverstanden.

Wir blieben noch einmal lange bei Jasmin und bei Nadja, mussten dann aber zur Kenntnis nehmen, dass wir nicht auf Dauer im Spital würden wohnen können. Obwohl Benjamin fürchterlich weinte, machen wir uns schliesslich auf die Heimreise nach Sulzwil.

Als wir zuhause ankamen, wollte ich als Erstes Jasmins Eltern anrufen. Da der Akku meines Handys leer war, ging ich ins Büro, und stellte fest, dass der Computer noch eingeschaltet war. Ich bewegte die Maus hin und her, bis der Bildschirm wieder etwas anzeigte, und wollte den Computer gerade herunterfahren, doch dann sah ich mein eigenes Bild, und zwar in einem Browserfenster. Die Webseite, auf der es aufgeschaltet war, nannte sich «Sulzleaks», und im Untertitel hiess es: «Wie ein karrieresüchtiger Schulleiter über Leichen geht.»

Fortsetzung im nächsten lvb.inform.

Alle bisher erschienenen Kapitel können Sie hier nachlesen:
<http://www.lvb.ch/de/Aktuell/Magazine/Serien.php>